

Jiří Wolker

Die schwere Stunde



E-Book

Herausgegeben von proletkult.at

Jiří Wolker

Die schwere Stunde

Aus dem Tschechischen übersetzt
von Lizi Schük (1901 – 1941)
und Rudolf Fuchs (1890 – 1942)

Der Gedichtband „Těžká hodina“ erschien 1922 in tschechischer Sprache. 1924 erschien die deutschsprachige Ausgabe „Die schwere Stunde“ im Agis-Verlag (Wien).

2020 / Herausgegeben von proletkult.at
Daniel Jamritsch, 1030 Wien / 9620 Hermagor
danieljamritsch@gmail.com

Die schwere Stunde

Ich kam zur Welt,
Um ein Leben aufzubauen
Nach dem Bild meines Herzens.

Das Knabenherz ist ein Liedchen, wie's anfangs klingt,
Ein Plan für ein Schloss, das man dem Volk der Geliebten zum
Festtag bringt.

Des Mannes Herz sind Hände mit Schwielen daran,
Deren Blut selbst in Ziegelsteine schmerzlich dringen kann,
Auf dass an der Straße schließlich ein wirkliches Wirtshaus
steht

Für den Pilger, die Pilgerin, die da vorüber geht.

Heut meine schwere Stunde schlägt.
Das Knabenherz ist mir gestorben, eingesargt trag ich es fort.

Das Verstorbene quält, es schmerzt auch der Ort,
Wo ein neues in der Brust mir entsteht.

Heut meine schwere Stunde schlägt.
Ein Herz hab ich begraben, das zweite ist erst im Werden,
Durch Angst ermattet, müde der Einsamkeit,
Wehre vergebens mich mit stummen Gebärden
Gegen mein Zimmer,
Das weiße, spöttische.

Den Brief der Geliebten, Lampe, Buch des Freundes,
Ihr Sachen aus Licht und Glauben geboren,
Heut steht mir bei und seid mir dreimal so treu!
Denn ich bin der Welt so ganz verloren.
Betet!

Dass mir ein Herz wächst, tapfer und unnachgiebig.
Und glaubt heute für mich, dass es so wird
Und glaubt für mich, dass ich aufstellen werde
Als dessen Ebenbild
Das Leben eines Gerechten.

Ich hab noch kein Männerherz,
Allein steh ich da in der schweren Stunde;
Daher mein Unglaube.

Die Ballade vom Traum

In einer schmutzigen Vorstadt haust
Ein Jüngling mit Namen Jan.
Er besitzt ein gutes Herz, eine schwache Faust
Und eine blaue Arbeiterschürze.
Des Abends schlendert er durch die Stadt,
Durch das farbenleuchtende Karussell.
Da wachsen ihm Wunden in die Augen hell,
Die alles in Wirklichkeit sehen
Und zum Herzen die Worte hinunterwehen:
Hier sind Paläste, da finstere Mansarden,
Hier wohnen Satte und da, welche darben.
Hier steht der Diktator, da der Sklave wankt.
Und sind beide krank.
Wie ein Herz so rund ist die Welt
Und, wenn sie in zwei Hälften zerfällt,
Stirbt sie.

Durch die Stadt geht der traurige Jan,
Von allen Seiten bekämpfen ihn Augen.
Trotz Sehnsucht und Leid will er das Leben lieben,
Um die Welt wahr und gerecht abzuwiegen:
Denn deshalb lebt der Mensch und dazu er taugt,
Dass aus ihm wird, was die Erde g'rad braucht.
Soll ihr Speise sein, wenn sie Hunger hat,
Soll ihr Hunger sein, wenn sie übersatt.

Er irrt durch die Straßen.
Er geht durch die Stadt.
Die Sterne helfen ihm nicht.

Er geht nach Haus; im niedrigen Raum
Schlafen drei Menschen und ein Fenster.

Auf die Decke streckt sich der irrende Jan,
Und Augen, die in zwei Wunden gestarrt,
Sind leise vernarbt
Und geschlossen.
Kaum sind die Augenlider zu,
Über zwei blauen Wunden,
Schon wächst ein Herz, ein tränenbegossenes Korn
Durch seinen ganzen Leib
In eine frohe und glückliche Zeit:
Er sieht keine Paläste und keine Mansarden,
Keine, die betteln, noch hungern, noch darben.
Über die Erde ohne Habgier und Hieb
Gehen Menschen knabenhaft rein und lieb:
Tapfer wie Monteure, klug wie Ingenieure,
Die Brücken bau'n aus Lied und Ton,
Und hauptsächlich aus Eisenbeton,
Damit verbunden wird Land und Land
Herz und Herz,
Hand und Hand.

Jan öffnet die Arme.
Mit großer Liebe er hastet,
Dass er all das wie seine Geliebte betastet.
Doch das Leid erträgt er ja kaum -
Die Augen, die Wunden springen ihm auf.
Er sieht den morgenergrauten Raum,
Das kahle Zinshausdach.
Wirklichkeit dringt mit zwei Nägeln in's Herz,

das nun wacht.
Er erkennt: Alles war nur ein Traum
Aus Not, Enttäuschung und Schwäche geboren.

Sirenen pfeifen den Befehl.
Jan schließt den Gurt fester zusammen.
Er ist gestern gegangen und vorgestern
Und wird heute ebenfalls zur Arbeit kommen.
Heute geht er nicht allein durch die Gasse.
Der schöne Traum hängt noch an ihm.
Und war auch alles gestern schwer,
Heute drückt ihn das Leben schon allzu sehr.

In derselben Vorstadt wohnt auch Marie.
Sie ist eine junge Schneiderin.
Täglich näht sie auf der Maschine
Zehn Hemden.
Mit Jan wurde sie einmal bekannt,
Als der Abend sie beide im Freien fand.
Jan zog sie warm und innig an sich
Und sagte: „Ich hab‘ dich lieb!“
Oft sind sie dann zusammengekommen
Und jedes hat sein Teil Liebe bekommen.

Auch diesen Abend war es so.
Jan kam bedrückt.
Die Stimme klang roh.
„Marie, heut Nacht schien es mir im Traum
Auf der Welt wär‘ für ein besseres Leben Raum.
Als ich das alles als Traum erkannt,
Bin ich daran zu Tode erkrankt.

Wie ein süßes Gespenst geht es vor mir her
Durch steinerne Straßen am eisernen Kai.
Bleibt es irgendwo plötzlich stehen,
Dann ist tausenderlei Unzucht hindurch erspäht.
Unzucht, die umso furchtbarer brennt,
Weil ich ein Land sah, das sie nicht kennt.
Ich kenn' keinen Freudentag, keinen lichten,
Ich muss doch den Sonnentraum wirklich vernichten.
Sonst sterbe ich selber daran.
Sag' mir, meine Liebste, bloß,
Wie wirst du solche Träume los?“

„Als ich dich, Jan, noch nicht kannte,
Litt' ich sehr an furchtbaren Träumen.
Mein Traum,
Dem Bild eines Mannes gleich
(Ich war den ganzen Tag so allein)
Da legte die Nacht mich in seinen Arm.
Es war sehr böse. Belohnung war's kaum.
Doch willst du leben, musst du erwachen.
Und ich erwachte
In einem kahlen armseligen Raum,
Nur damit ich mir traurig gestehe:
Es war ja kein Mann. Es war nur ein Traum.
Seit dem Tag, an dem ich dich kennen gelernt,
Haben die Träume ganz aufgehört.
„Liebste“, hast du mir gesagt,
Da hab' ich diese Träume fortgejagt.

Es hörte der Jüngling mit Namen Jan,
Es hörte der Mann mit Namen Jan.

Er prüft seine Arme und sagt darauf:
„Ich töte den Traum.“

Arbeiter treten aus Fabriken, Mansarden.
Die Körper zu Boden gedrückt, durch die Härte des Lebens,
Sie träumten schöne Träume wirklich nicht vergebens!
Sie heben mit Kranen sie hoch und meißeln sie in Steinen.
Menschen sind es mit Herzen im Schwunge aus Fleisch und
Bein,
Erben des Lichts, die Träume vernichten durch
Verwirklichung.

Sie haben nicht nur ein gutes Herz, sondern auch eine Faust,
Weil sie auf der Erde stehen und gehen und bauen des Glückes
Haus.

Aus Fabriken und Mansarden treten Genossen.
Jan und Marie sind auch dazwischen.
Dem Heiligen sind Lilien im Arme wert.
Doch Männer schwingen Hammer und Schwert.
Wenn große Träume getötet werden,
Fließt viel Blut über Erden.

Man muss leben,
Selbst wenn's zu töten gilt.
Die Arme sind Waffen,
Das Herz ist der Schild.

Die Ballade vom Kind, das nicht geboren wurde

Zuerst haben sie einander erblickt,
Dann haben sie sich beide verliebt
Bei der Laterne am Kai,
Wo das Wasser vorüber geht
Und der Mensch steht, als wär er ein Bild des Lichts.
Und dann zuletzt haben sie sich geküsst.

Sehr reich ist so ein liebendes Paar.
Seine Schätze sind doch unauzählbar:
Hände, Augen, Brüste und Lippen.

„Vor der Stadt, mein Lieb,
Ein weißes Weglein führt.
Dort tief im Getreide verloren
Werden die grünen Feldraine geboren,
Dort werden wir unsere Schätze zählen
Und treu sie einer dem andern geben,
Damit sie am Ende nicht verbrennen
Oder davonfliegen
Wie Vögel,
Feuervögel.“

Sie gehn ins Freie. Der Abend sinkt,
Um Liebe niemand vergebens ringt.
Auch Junge dürfen lieben.
Auch Arme dürfen lieben.

Aus Liebe wird der Mensch doch geboren.
Der Abend sinkt, sie sind weit vor den Toren.

Zuerst sie sich heftig wehrt,
Zuerst fürchtet sie sich,
Zuletzt sie ihm doch alles gewährt.
„Warum sollt ich ihm den Körper nicht geben,
Den Körper aus Blut und Leben,
Hab ihm mein Herz doch gegeben,
Mein Herz aus Blut und Leben?“

„Die Liebe ist Mann und Weib.
Die Liebe ist Messer und Laib.
Ich hab dich, mein Lieb, zerschnitten.
Blut fließt aus des Brotes Mitten
Über meine Hände.“

Als die Füße nach Hause zurückgekehrt,
Unendlich von der Tür zum Bett der Weg.
Das Federbett wärmt nicht, wenn die Nacht entflammt.
In dieser Nacht ein Kindermund entstand
Gerade auf ihrem Herzen.
Diese Nacht weinten sehr vier leere Wände:
„Schwer ist es, den Hunger zu stillen,
Wenn ganz leer sind die Mutterhände.“

Der Mond, der über die Stadt hinzieht,
War zweimal voll und dreimal erloschen,
Als zum dritten Mal er in die Häuser sieht.
Das Mündchen beim Herzen zu sprechen beginnt:

„Mütterchen, freust dich, gelt?
Ich bin die Liebe
Und käm gern auf die Welt.“

Wie sie es begriff,
Zum Geliebten sie lief.
Sein Zimmerchen konnte niemand ermuntern.
Es war wie ein großer Kopf auf schwachen Schultern.
Als die Nachricht auf beide fiel,
Setzten sie sich aufs Bett ganz still.
Sie waren stumm und blass.
Zur Liebe, zum Töten sammeln sie Kraft.

„Heute,
Meine Liebe, wie tausend andere,
So hab nur Geduld!
Unsere Herzen sind Gläser vom Wirtshauspult.
Es genügt zu berauschen den verbitterten Mund.
Blut tropfst du ins Glas. Blut fließt durch den Schlund.
Hunderttausend Menschen haben einander geliebt,
Kein Kind haben sie geboren.
Auch unseres darf nicht zur Welt.
Deshalb sind wir doch nicht sündhaft verloren.
Nicht Sünde ist's, sondern Not.“

Die Sonne ist erloschen,
Die Sterne strahlen nicht mehr.
Zum Arzt ist für Liebende
Recht bitter der Weg.
Der ist nicht weiß und auch nicht gut.
Man geht über Stiegen aus Stein.

Im Wartesaal verliert mancher den Mut,
Bis die Tür, furchtbar versperrt,
Sich öffnet mit gelbem und schiefem Blicke
Und sagt: „Ich bitte.“

Der Arzt hat Hände aus Karbol
Und Worte aus Eis.
„Wie man kranke Frauen heilt, ich wirklich nicht weiß,
Ich reparier‘ bloß zerbrochene Sachen.“

Das Bluserl zieht er ihr aus.
Mit den Fingern auf die Brust
Trommelt er ihren Trauermarsch.
„O Weib,
Kennst du das Wort
Das die Brust dir versengt?“
Zum letzten Mal blitzt es auf.
Jetzt ist es fort.

Er blieb derweil stehn.
Aber seine Augen, die haben ihn verraten.
Die folgen krampfhaft ihrem Schmerz,
Ihrem Schmerz, dem Trauerwagen.
Die Räder kreischen, Herbstwinde weh'n.
„Hab ich das getan?
Ich hab es getan!“

„Reich mir, Geliebter, die Hand,
Wenn ich die Stiege hinunter soll.
Ich bin nicht mehr mutig und werde weinen,

Weil von meinem ganzen Schatz
Geblieben nur ein Fläschchen Eumenol.
Weil ich nur mehr eine Wunde bin,
Umarmt von meinem toten Kind.

Ich bin kein Weib.
Ich bin ein Grab.
Meine zwei Augen zwei Kerzen sind,
Die am Allerseelentage verglimmen im Wind.
Doch niemand betet für mich.
Auch die Frau möchte, dass ein besseres, anderes Leben ihr
winkt,
Und weint, wenn die Hand kraftlos zum Schoße sinkt.“

Am Abend
Sind viele Liebende traurig bewegt
Weil, was leben konnte, nun doch nicht lebt.
Und viele wissen nicht, wie das Leben hart,
Weil ihr Herz schon erstarrt.

Die Sonne auf die Erde scheint,
Der Baum hat sein Laub verloren.
Viel Menschen lieben auf dieser Erd',
Und die Liebe wird doch nicht geboren.

Wird nicht geboren?

Blinde Musikanten

Zwei blinde Musikanten,
Die ziehen durch die Welt.
Die spielen heut Harmonika
Und geigen, wem's gefällt.

Im grauen Hof des Städters,
Auch wo der Bauer winkt,
Zwei arme Leute spielen
Ein Lied, das lustig klingt.

Die Fenster werden geöffnet,
Die Herzen bald darauf.
Die Welt wird so viel schöner,
Viel Augen blühen auf.

Je besser die Blinden spielen,
Um so besser ihr Leute seht,
Damit von der großen Schönheit
Auch nichts verloren geht.

Harmonika und Geigen,
Zwei blinde Bettlerleut;
Beim Spiel wuchsen hundert Augen -

Es bekam jeder einen Kreuzer.

Zapfenstreich

Trompeter blasen den Zapfenstreich
In der Kaserne vor der Stadt weit draußen.
Ich lag mit meiner Geliebten auf ihrem Bett,
Dem weißen.

Im weißen Bett, im Zimmer
Zu lieben hat niemand Angst.
Indessen hinter schwarzen Fenstern,
Bluten
Verliebte Soldaten,
Verwundet in's Herz mit Trompetenschall,
Getroffen vom Befehl des großen Zapfenstreiches.

Du glaubst, wir haben nicht Krieg,
Doch ist's ein Feldschrei zum Sieg,
Wenn du, Soldat, Abschied nehmen musst
Von der Liebe,
Ob sie dir schon bei der schwieligen Hand,
Oder im Aug' des Dienstmädchens,
Oder der Schneidern blüht,
Der Geliebten.

Im Kasernenhof
Werden nun zwei Trompeter stehen.
Alle Männer müssen in den Krieg gehen!
Auch ich bin ein Mann,
Muss von deinen Brüsten und Augen fort.
So will es des großen Zapfenstreichs Wort.

Ich bin von dir gegangen,
Du süßes Lieb,
Ich kehre zu dir,
Weib des Menschen, zurück.

Du bist verändert, ich ebenfalls!
Ganz anders werden wir lieben.
Wie eine Trompete nehm' ich dich vom Hals
Zum Mund und blase, dass es gelte,
Eine Straße aus Liebe und Tönen, gebaut in's Feld.
Die soll durch die Stadt gehen und durch alle Auen,
Damit Soldaten, Mägde, Jünglinge und Jungfrauen,
Alle, die lieben und doch stets sich trennen,
Auf unserer Straße einander begegnen,
Nach dem Ebenbild ihrer Herzen.

Das Gesicht hinter dem Fenster

Das Kaffeehaus Bellevue ist eine Welt
Aus Plüsch, Wärme und Musik hergestellt.
Die Fenster kannst du durchsichtige Grenzen nennen,
Die es von der erfrorenen Straße trennen.

Heut wie alle Tage setzen sich Herren an die Tische,
Ehrwürdige Herren, erhabene Damen,
Den Mund mit einem Lächeln zerstoichen, die Krawatten mit
Edelsteinen.

Und weil es dort warm ist und Musik sie erfrischt,
Ein jeder nun seine Zeitung liest.
Auch damit er durch eine solche Brille aus Papier
Die Welt wie sich selber lustig sieht
Im Kaffeehaus Bellevue.

Als sie dort im Warmen recht ehrbar saßen,
Mit wohlgebügelten Händen,
Da geschah es – wohl nicht ganz zufällig –
Dass auf des Fensters gläsern dünner Grenzesschicht
Man wahrnahm eines Mannes ernstes Gesicht.
Ein Mann, nein, einen Jüngling nenn ich ihn besser –
Sticht einen Blick, scharf und kalt wie ein Messer
Durch's Fenster und bohrt ihn in all diese Pracht.
In Gläser und Walzer und Spiegel und Plüsch,
In Bäuche und Wärme und Börsen und Mahagonitische
Und blieb darin haften und schlug arge Wunden. –
Längst sind die Augen im Nebel verschwunden.

Da standen plötzlich Marmorgrabmäler
Statt glänzender Tische,
Glückliche in ihrer Gruft lächeln
Gespenstisch dazwischen,
Kellner mit schwarzem Trauerflor
Tragen Kränze aus grauem Rauch.
Das Fenster ist Grenze; Armut und Schnee leben davor,
Dahinter aber weht Todeshauch
Im Kaffeehaus Bellevue.

Die Bergpredigt

Ich bin ein Redner, sehr krank,
Doch nicht tot.
Und dies hier sind Wälder und Berge:
Die grüne Gemeinde,
Von der Sonne am Himmel aufgebaut,
Damit freudiges Leben darinnen wohnt:
Derer, die durch Armut gestorben,
Nun nach dem Tod als Verstorbene hier weilen,
Als Männer, oder als Frauen,
Und auf Steinplätzen ihre Überreste verkaufen,
Beim Wachslicht blinkender Laternen.

Der Lebendige weiß,
Dass die Welt gerecht sein muss!
Weint nicht, Mörder, betrunkene Dirnen,
Weil die Stadt euch lebendig verscharrt!
Flucht nicht, Soldaten aus Blut und Erz,
Weil die Kaserne nicht Liebe verlangt.
Denn
Jeder hat ein Herz, auch wenn nicht bei sich.
Darum bist du nicht
Ein Soldat,
Eine Dirne,
Ein Mörder;
Darum bist du: Tanne,
Fichte
Und Erle.

Ihr Namenlosen, Unglücklichen von Dorf und Vorstadt,
Seid ein Bergwald, der in's Glück hineinwächst,
In's reine Glück, wie es hier nur blüht
Im Nadelholz, Stern und Erdbeere.

Brüder!

Beinahe zum Himmel erhoben,
Möglich, ihr seid zu Heiligen erkoren.
Auf Wolkenstufen schwebt ihr zum Himmel
Und vergesst wohl der Toten im Tal.
Der Heilige spürt ja keine Qual!
Verzichtet doch lieber auf's Heiligsein,
Kommt doch lieber zu uns herein!
Kommt doch durch die Straßen herab und zieht durch die
Welt!
Aus den Augen lasst harzige Zweiglein sprießen!
Erobert die Welt im Siegesornat,
Als Weihnachtsbäumchen und Eichensoldat!
Hurra!

Die Toten auf der Straße zum Leben erbeben,
Musik spielt in jedem Dorfe.
Der Straßenstein blüht, seht so viel Pracht!
Wir selber werden uns wieder gegeben.

Die Augen

Das größte Meer ist wohl des Menschen Aug' .
Die ganze Welt ist doch darin erbaut.
In tausend Schiffen schwimmt darauf die Welt.
Sterne, Menschen, Fabriken, Stadt und Feld,
Alles was war, was da ist
und was kommt.

Glückliche Sachen sah ich, freundliche,
So zart, dass sie nicht untergehen konnten.
Sterne sah ich und Blumen. Ich sah auch Vögel,
Zugvögel vor dem Winter gefloh'n, die im Süden sich sonnten.
Das waren Schiffe leicht beladen, schlankhüftig mit
Schwanenverdeck,
In die Augen segeln sie glücklich und freundlich darüber
hinweg.
Das war sie, die Geliebte im weißen Flattergewand,
Die kam und ging, ich sah sie ja,
Eh' sie auf immer verschwand.

Ich kenn auch ein Ding, das schwer und niemanden freut.
Dinge, die vergebens den Weg zum Himmelreich suchen:
Krankenhäuser, Vorstädte und Menschen, die Gott nicht
betreut.
Ich kenne Bleischiffe, die immer untergehen.
Ich kenne den Schiffer, der das Lachen verlernt,
Wrack, Gefangene von Glück getrennt,
Galeeren, deren Last sie entzwei geschnitten
Und in's Auge nur glitten und dort ausgelitten.

Das tiefste Meer ist der menschliche Blick.
Den Grund spiegelt das menschliche Herz nur zurück.
Was im Auge scheitert, zum Herzen fällt,
Mit dem Herzen verwächst es, das Herz es bestellt.
Es ankert drin tief,
In andrer und furchtbarer Schönheit,
Sie ist vor allen die mächtigste,
Weil sie nicht herzt,
Sondern lädt
Alle deine Sinne noch so verzagt
Mit Geschossen aus Feuer und hartem Stahl.

Frühling

Die ersten Frühlingsblüten sind heut in den Straßen erwacht.

Die erste Frühlingsblume im Auge des Mädchens lacht.

Diese Augen, schwarz-blau wie Metall

Sind Windesboten von überall,

Damit du erfährst, das hinter der Stadt,

Hinter deinen geschlossenen Fäusten,

Die große Erde ruht

Und schmilzt.

Das Heut wäre dem Gestern sehr ähnlich, wärst du allein:

Nur Kot und Weg, schneeschwangere Wolken rahmen ihn ein.

Doch plötzlich, du Eiskristall unter Steinen,

Fühlst du, dass Herz und Kopf wollen weinen,

unter dem Strauß der Blicke, du kahles Erz.

Je schöner das Mädchen, das vorüber geht, umso größer der

Schmerz.

In den unterirdischen Schenken spielen sie:

Der Frühling ist hier.

Der Schnee schmilzt weit draußen im Land.

„Du bist jung“, sagen hundert Körper zu dir

Und jeden nähmst du gern in die Hand,

Mit dem schönsten liefst du ans Ende der Welt:

In die Stube gleich sprießenden Knospen so warm

Du vergissest alle Trübsal, die Straße so arm.

Mit Küssen aus Wolkenspitzen und Schaum

Pflücktest du Augen, Lippen, Brüste und Frauen.

Doch du stehst und stehst
Mit kraftzarter Sehnsucht rings dem zerschnittenen Mund.
Blut wächst in die Wunden, weil es ja muss.
Du bist jetzt ein Baum, die Arme weit ausgestreckt,
Und schwarz strenger Baum, der sich in den Winter reckt.
Unter dem Gletscher, den dieser Frühling nicht schmelzen
kann,
Fühlst du die polare Trauer in deinem Heimatland.
Du greifst mit heftigen Wurzeln daran.
Siehst dich an einem Tanzschulplakat lehnen
Und stehst bei Vorstadtmietkasernen,
Im Schneewehen kalter Räume siehst du Herzen:
Bedeckt mit ewigen Schnee.

Du erkennst:
Hier dieses Eis auf diesem Felsne
Kann die Junisonne nicht einmal schmelzen.
Und mit dem Astarm, der zum Himmel sich drängt,
Schüttelst das Herbstblatt du ab, hast Trauer auf dich gesenkt.
Wirst hart und streng und eisig,
Um eines andern Frühlings, andrer Lieb,
Die noch immer wartet im Kampf auf den Sieg,
Dessen Blüten fröhlich und sanft
Werden aus Schwertern wachsen
Aus Stahlstielen entkrampft.

Himmelsfrühling, für mich ist's gewiss,
Heuer bist du nur ein Gleichnis.
Du warst es und wirst es immer sein,
Wenn im Menschenherz der Frühling blüht.
An der Straßenecke,

Der Wende von Elend und Glück,
Erkannte ich deine Zeichen unendlich und tief,
Frühling des Jahres
1922.

Liebesgedicht

Du sprachst: „In meinen Augen liegt die ganze Welt.
Ich merkte, was nicht drinnen wäre, kaum.“
In deinen Augen blüht der Apfelbaum,
Und Wolken ziehn
Und Vögel singen und fliegen.

Ich glaube dir.
Und glaube dir auch nicht.
Schmerzlich zerschlage ich in tausend Stücke dein Aug‘.
Auf’s Neue umstricken mich Regenbogenketten daraus.
Sag‘ mir, Geliebte,
Da doch dein Aug‘ alle Welt umspannt,
Weshalb ließest du zu,
Dass der Arbeiter heut früh
Vom Gerüst fiel
Und starb vor deinen Augen?

Strophen

Viel Schnee die Dächer der Häuser erdrückt.
Dein Aug' spiegelt ihn als graue Pfütze zurück.

Die Stunden fallen schwer in die steinerne Stadt,
Jungfrauen gleich, die man verraten hat.

Weil du nun hier allein durch fremde Gassen gehst,
Scheint dir, dass du der ganzen Welt Leid und Verdammnis
trägst.

Und doch bist du's allein und wirklich nur zum Teil,
Der irgendwo bedrückt ist von ganz privater Pein.

Steh du am Bahndamm nur, höre der Züge Jagen,
Die alle Lieb und Hass weit in die Ferne tragen,

Steige in alle ein, bewegt durch Ruhmeskraft,
Dass dich ein jeder fort vom Leid der Erde schafft.

Zur Erde weit und groß in abgrundtiefen Kampf,
Ihr ist ein drückendes Leid ja gänzlich unbekannt.

Und überwind' dein Herz, es ist ja nicht allein,
Womit du siegen kannst, nur überwind' die Pein.

Du musst sie ja besiegen, darfst sie nicht wiederkaun,
Im Kampf musst du beharren und nicht nach rückwärts
schauen.

Dann ist der Schnee, der fällt, ein Umschlag kühl und gut
Für deine wunde Stirn, für deinen heißen Mut.

Vom Turme fliegen Vögel, mit ihnen fliegt die Zeit,
Große leiden Qualen, der Größe vernichtet Leid.

Das Begräbnis

Agnes Sklada entschlief
Am 5. September, 69 Jahre alt,
Nachdem sie lange Schmerzen litt.

Und heut ist Mittwoch.
Sechs Lichter leuchten, die Orgel dröhnt
Und führt unser Leid längs der Kirchenmauer.
Hinter der Kirche sind Felder mit Blumen und Bäumen,
Vom Sarg dahin erkaufen wir den Weg
durch ein Gebet:
„Dein Wille geschehe!“

Der Weg ist lang
Und schwarz umweht die Menschen.
Bedaure die Lebendigen, die Toten nachweinen!
Der Himmel ist mir in's Auge gebrochen und verdeckt mir die
Verstorbenen.
So eng ist der Raum im Trauerwagen.
Zu leer bist du, Sarg,
Die Tote verlässt dich.
Ihr Leben wird von Kranzschleifen getragen,
Weißen Schleifen mit lebendigen Namen.
Von allen Seiten weht dich ihr Leben an:
Jiří, Karl, Jaroslav, Vera, Dagmar, Sora, Radowan,
Die Enkelkinder.

An Pappeln führt der Weg vorbei,
Du kennst ihn ja, zum Grab.

Die Ernte ist längst zuhaus.
Nur wir führen noch ein.

Nichts geht auf dieser Welt,
Nichts geht der Welt verloren.
Aus dem geernteten Korn wird weißes Brot geboren.

Der Zug hält an der Friedhofspforte.
Jiří, sagt leise diese Worte:

„Großmütterchen, 300 Tage hat dein Herz gehofft,
Ehe es blutig aus deinem Leibe getropft.
Gib, dass ich nicht sterbe im Bette wie du so schwer.
Will lieber sterben mit Bajonett am Gewehr,
Getroffen ins Herz von wilden Granaten, als Held.
Kämpfer will ich sein,
Großmütterchen mein,
Für den Ruhm dieser Welt.“

Versüß‘ nicht deine Rede, Pfaff, mit Seligkeit und Paradies!
Der Himmel ist Stück dieser Erde mit ganz gewöhnlichen
Wesen.

Singt, Sänger, nicht den Choral, aus dem nur Trauer sprießt,
Singt lieber, wie der Gärtner beim Säen!

Wein‘ ich? Ich wein‘ nicht für Tote, die sind nicht mehr.
Ich leide, weil Lebendige leiden so sehr.

Der Sarg wird begraben,
Der Name wird begraben,
Reste gerechten Herzens.

Friedhofsgrund, Friedhofsgrund.
Grünblühender Garten.
Wir säen Samen ein,
Um dann zu warten,
Bis neu sie erstehen.

Ein Mann

Es war um Mitternacht,
Da fiel ihm ins Herz der Sturm,
Bevor er noch den Arm erheben konnt.
Das Herz begann er ihm zu entwurzeln:
Das Eichenherz, das hohe Herz
Mit vierundsiebzig Zweigen, vierundsiebzig Jahren
Fiel auf seinen Körper. Der Leib fiel zur Erde,
Der Mitternacht ähnlich
Besät mit Sternen, mit Wunden eilt er selber in die Finsternis.
Er seufzt nicht, er ruft nicht,
Damit seine Enkel, die nebenan schlafen,
Sich nicht ängstigen, nicht erwachen.

Eh' die Eiche fällt, wird oft die Axt geführt,
Es stirbt das Herz auch nicht einmal vom Schlag gerührt.
Früh haben sie ihn gefunden und legten auf's Bett ihn nieder.
Da hab' ich Abschied genommen von dir, Großvater, du Lieber.

Damals, deine traurigen Augen, die schon im Entfliehen
waren,
Von weitem riefen sie mich und wollten mir etwas sagen,
Damals hab' ich begriffen: ein Wort doch zu viel wiegt,
Für einen freien Vogel, der über die Wolken fliegt.
Ich hab' deine Hand gehalten und wünschte sehr bei mir,
Dass mein lebendiges Blut fließe hinüber zu dir.
Die Adern wollt' ich mir öffnen, dir geben vom Überfluss,
Damit du auferstanden, mir sagst, was ich gerne gewusst.
Demütig blieben die Hände, wie ein zerbrochenes Kreuz,
Die nie sich helfen ließen, die stets das Helfen gefreut.

Sie übernahmen nicht mein Blut. Da fiel mir plötzlich ein:
Lebenshauch weitergeben kann ein Toter nur allein.
Ich war es, der deine Hände, Großvater, in meine nahm,
Der all deine letzten Kräfte, wie Funken noch bekam.

Im Zimmer vor der Stadt liegt der Greis heut eingesargt.
Im Sonntagskleide liegt er, der Körper längst erstarrt.
Daneben liegt von Kindern und Enkeln noch ein Strauß.
Ich sehe über den Leichnam zum offenen Fenster hinaus.
Der Tote war Jiří, ich bin es auch.

Dies war ein Mann – werd' ich auch einer sein?
Der ew'ge Sturm wird nah'n, ob ich wohl stark sein werde,
Wenn er mit meinem Herz mich schmiedet an die Erde?
Werde ich bis dahin wohl noch die Kraft bewahren,
Die mir der Tote gab vor vielen harten Jahren?
In jener großen Nacht rätselhaft unbegrenzt,
In der das Alter stirbt, das Kindchen träumend wächst?

Photographien

Beim Buchhändler in der Auslage
Zwischen Büchern und Bildern
Hängen Photographien.
Das Buch ist bloß Papier, selbst wenn es Schönheit birgt,
Ein Bild ist Leinwand nur, selbst wenn es Leben bringt.
Aber jede dieser Photographien
Furchtbares, wirkliches Leben ist sie:
Hunger, furchtbarer Hunger.

Friedhöfe aus Eis und Kälte gebaut,
Kinderleichen mit hungergeblähem Bauch,
Verzerrte Lippen, Hungergebärden:
Alle Verhungerten und die verhungern werden.
Die traurigsten wohl, man nennt sie Menschenfresser.
Verzweifelte Kreuze nennt man sie besser,
Lebendige Gruft im eigenen Magen;
Die Brüder und Schwestern bestattet haben.

Hängen denn Bilder nur im Auslagkasten?
Nein, tausend Hände sind's,
Die durch Europa her in unsere Straßen tasten,
In unsere satten Straßen,
Damit unter den Fingern verzerrt durch Qual
Sich dehnt und reckt das Blutkapital.

Genossen, die ihr die Bilder seht,
wenn ihr zur Arbeit vorübergeht,
Genossen, wenn wirklich euer Herz
Erstirbt beim Anblick von so viel Schmerz,

Graviert doch die Bilder der großen Not
In die Teller der Nachtlokale, der Restauration,
Klebt sie in Speisekarten,
Auf Champagnerflaschen.
Damit jedem, der heut schmaust, sich betrinkt,
Von Teller und Glas die Aufschrift entgegengrinst:
Menschenfresser, Menschenfresser!

Das nächtliche Haus

In der Nacht, weit weg von Bäumen,
Sechzig Fenster des Hauses beginnen zu träumen.
Sechzig schlafende Fenster, nur eines wacht,
Im Giebel, in der Mansarde angebracht.
Dahinter sitzen zwei Liebende,
Sehen einander in die Augen, sitzen Hand in Hand
Und zünden große Lichter an.

Damals, hinter allen traurigen Fenstern,
Die in Not blicken heute wie gestern,
Haben es die Menschen bemerkt,
Lösten die zerbrochenen Glieder mit Kraft.
Standen leise auf,
Und machten sich auf die Wanderschaft.

Der asthmatische Kohlenmann aus dem tiefsten Gelass,
Und die Hausmeistersfrau,
Die Schneiderin, die mit hektischem Rot
Stickt ihre Wangen so blass.
Der Schreiber, der sein totes Weib nicht vergisst,
Der Trinker, sechs Waisen, deren Leid noch ärger ist,
Ringhofer Arbeiter mit Öl beschmiert,
Dürrbrüstige Weiber, die Dame, die kein Kind gebiert:
Alle Parteien des Elends, der Not,
Manche verwundet, andere schon tot,
Steigen in blassen, geheimen Zügen
Hinauf über harte, steinerne Stiegen.
Unheimlich leise bewegt sich der Zug
Gleichsam der Eule nächtlichem Flug.

Über fünf Treppen ist der Zug gewankt,
Vor der Mansarde ist er angelangt.
Trotzdem die Türe sorgsam verschlossen,
Über den hölzernen Schwellenstrom
Auf Silberwellen sind sie hinübergelassen.
Die Mansarde war ja ihr Ziel.

Die Mansarde, die mit lichter Hand
An die Nacht ein leuchtendes Zweiglein band.
Weil ihr Herz vereist, die Seele aus Stein,
Treten sie bittend in die Liebenden ein,
Treten in die weißen Leiber, die Kapellen,
Zur Ostermesse.

Die Liebenden sinken sich in die Arme.
Verzückt flüstert er: „Wir sind so allein!“
Sie öffnet den Schoß und erkennt,
Dass größer als die ganze Welt
Der Geliebte, den sie umschlungen hält,
Und spricht: „Ja allein,
Allein – allein -
Und sind doch so viele!“

Begegnung

Mein reines Lieb,
Funkelnder Stern über'm See!
Schwer drückt mich heute die Nacht.
Sie hat ein Mühlrad gebracht,
Um es mir auf den nackten Hals zu binden.
So tief bin ich versunken
Zum Grund der Straße, wo entgegenwinkt
Ruhe dem Gescheiterten verheißend das rote Licht
Der Weinstube Finale.

Die erste Dirne kommt, bringt mir Kaffee,
Die zweite Dirne kommt und streichelt mir das Haar
Und als die dritte kam und mich küsste,
Merkte ich, wie sie dir, Liebste, ähnlich war.

Ich sah tief unterm Wasser dein Ebenbild,
Du leuchtender Stern über dem See,
Deine Wimpern, Augen, die man nie vergisst,
Nur warst du durchdrungen von Finsternis.
Und du hast auch die Lippen zum Lächeln verzogen.
Da ist kein Flattervogel zu mir geflogen,
Es war ein Strom von Eiterbeulen, für den im Körper kein
Platz.

Mensch, Weib!
Mein geläutertes Lieb!
Deine Doppelgängerin fragt mich schmerzlich,
Wer weiß, ob wir unser Leben tragen allein,
Ob der Stern über'm See – es kann ja sein –

Nicht aus schlammigen Wurzeln spriest?
An dich denke ich, die du dein Lächeln erlebst,
Und blicke sie an, die dein Weinen erlebt.

Die Dirne küß' ich.
Sie weiß nicht, warum.
Sie weiß nicht, dass dein Leid sie ertragen muss.
Sag, Lieb, war wohl genügend glühend mein Kuss
Für dieses Weib,
Das für dein Glück, unser Glück
Sein eigenes im See ertränkt?

Mirogoj

Es war am Mirogoj. Ich habe deutlich gefühlt,
Wie vom Auge sich löst die südliche gültige Welt.
Im Agramer Friedhof sind tausend Kreuze aufgestellt,
Und tausend Kreuze sind es, die ich im Auge behielt.
Die hölzernen Kreuze sind gleich, so gleich
Wie der Tod der Soldaten im Feld.

Gefesselte Hände zu Holzkreuzen geschlagen
Vermochten mich zu entführen, in die Ferne zu tragen,
Und so bin ich unter der Erde mit einem Heer marschiert.
Über dem kalkbegossenen Grab verwelken leise die Namen
Aller, deren Leiber im Weltkrieg umkamen.
Da wurde ich plötzlich von einer Frage berührt;
Denn jeder Tote wendet sich flehend mir zu
Und Fragen aus jedem Leichnam hallen:
„Lebendiger Bruder, du,
Sag‘, wofür sind wir gefallen?“

Mit der Blüte greift die Wurzel nach Sonnenschein.
Der Tote im Lebendigen erfährt, warum er fiel.
Man kann für alles in der Welt Kämpfer sein,
Doch nicht für alles setzt man dem Leben ein Ziel.
Russen, Deutsche, Tschechen, Franzosen, umfängen von
Todesgraus,
Eure Erbschaft: Blut und Grab, in meinen Händen liegt.
Ich flehe daher, dass aus meiner Faust
Sie zu Brot und Wein erblüht.
Und eure Frage, schwere feierliche Glocke
Will ich sehr hoch in meinem Herz erheben.

Weil Gott es will, will ich Lebendiger mit Lebendigen leben
Eure lebendige Frage – Ihr Toten an allen Fronten der Welt.

Die Treulose

Schwarze Augen hatte sie.
Ein junges Herz hatte sie.
Sie versprach treu zu bleiben,
Dann mussten sie scheiden.

Zum Meeresstrand
Schäumen zusammen die Wellen,
Aber die treue Geliebte
Ist ohne Gesellen.

Wandelst in Erinnerung weit
Kommst doch nicht zum Ziel,
Liebe ist auch Leib
Und nicht nur treue Augen.

Täglich am weißen Riff,
Geht ein blasses Weib spazieren.
Auf einem weißen Schiff
Segelt ein brauner Matrose.

Seine Augen sind Stahl,
Sein Anker ist aus Eisen,
Geankert hat er,
Als er sie sah.

Zwei Nächte quält sie sich,
Zwei Nächte kniet sie und weint,

Die dritte Nacht
Der Totenvogel am Fensterbrett schreit.

Er schreit und fliegt
Grad über's Herz ihr hin,
Im Herzen starb,
Der früher war darin.

Es starb mit ihm die Treue,
Die einst er von ihr nahm.
Auf ihrer Brust der Matrose
Die dritte Nacht schon lag.

Auf der Brust, auf zwei weißen Wellen
Von steter Brandung bewegt
Den Wunsch, friedlich zu träumen,
Doch wirklich niemand hegt.

Denn das Herz gehört
Euch nicht, ihr Fremden.
Das Frauenherz ist
Die Nacht mit allen Sternen.

Und wenn es gehören soll
Jemandem in Ewigkeit -
Dann nur der Nacht allein.

Die Abfahrt

Die Bahnhofsgegend
Wird von jedem Zug in weite Fernen getragen.
Daher spiegelt ihr Auge nur,
Das Leid des Fremden Heimatlosen.

Hoch liegt die Station auf Felsen überm Kai.
Traurig bin ich.
Weil ich sie jetzt und dann nicht wieder seh'.

Möglich, dass ich zu tief hab' eingepackt,
In einer kleinen Muschel, das ganze große Meer.
Und ganz zu oberst legt ich, versteckt in Rosen,
Der ganzen großen Liebe Lust, Schmerzen und auch Kosen,
Doch wollt ich jetzt sie sehen, und freudig sie erfassen,
Ich fände sie wohl nicht, ich müsst sie drinnen lassen.

Bahnhof, du trauriger Ort!
Der Zug ist noch nicht da, mich trägt schon lange fort
Die Nacht im schwarzen Wagen mit Sternenfensterlicht.
Küss nicht Geliebte, den, der weit von dir entfernt!
Beim Abschiednehmen sind schon lange wir getrennt.
Du streckst die Hand mir nach, erreichen kannst sie nicht.

Liebende

Viel Häuser sah ich, Häuser aus Stein
Mit Südblumenkränzen.
So nah bei meiner Brust lag der Busen dein,
Ich fühlte den Takt unserer Herzen.

Der Mondstrahl ist heut viel zu breit,
Dringt zwischen unsere Körper kaum.
Die ganze Welt, zu groß ist sie nicht
In unserer Umarmung findet sie Raum.

Auf unseren Herzen stehen Fabriksirenen,
Die Nacht wird zerrissen, grell tönen sie.
Nach dir streckt sich die Hand aus allzu großem Sehnen,
Doch hundert hartkantige Sachen verwunden sie.

Hundert hartkantige Sachen aus Blut geschaffen und Steinen:
Wir Zauber irrender Felsen die Wunderblüten bindet.
Glaubst du, dass meine Faust sie doch noch zu Kränzen
windet?
Wartest du, bist die Zeit nahe, dich mit der Welt zu umarmen?

Ballade von den Augen des Heizers

Übersetzt von Rudolf Fuchs (1890-1942)

Stumm die Fabriken all', ruhig die Häuserfront,
Reglos entschliefen die Sterne beim hellen Mond,
Und in der ganzen Stadt hält in der späten Zeit,
Einzig ein Haus nur noch auf, seine Augen weit,
Feurige Augen, die lichterloh rufen,
Dass drin, inmitten von Kesseln, Maschinen und Stangen und
Stufen,
Der Arbeiter Muskeln sich Eisen mit Eisen verstraffen,
Um ihre Hände und Augen in Licht umzuschaffen.

„Anton, Heizer des Elektrizitätswerkes,
Leg' zu!“

Anton, heute wie vor fünfundzwanzig Jahren,
Lockert die Tür, sie gibt kreischenden Laut,
Glühende Flammen im Luftzug auffahren,
Es grüßt ihn die Esse, die feurige Braut.
Mit Händen, die längst keine Flamme mehr scheuen,
Hebt er die Schaufel, die Glut zu erneuen,
Und da ihn das Licht um Erlösung bittet,
Hat er zur Kohle immer ein Stück seiner Augen geschüttet,
Und die hellen Augen, wie blaue Vergissmeinnicht,
Wandern in Drähten, die weithin entwischen,
In den Kaffees, im Theater erstrahlen sie, jubelndes Licht,
Aber am liebsten über Familientischen.

„Genossen, Arbeiter ihr vom Werk,
Ich hab' eine komische Frau,

Wenn ich ihr in die Augen schau‘,
Weint sie und fragt fort, was in mich gefahren,
Ich hätte ganz andere Augen als damals vor Jahren.
Als sie mit mir einst zur Kirche gegangen,
Waren sie groß und schön wie zwei Brote,
Jetzt aber sei’n sie auf meinen Wangen
Wie Reste am Teller, wie tote.“

Da lachen sie alle, auch Anton muss lachen;
Inmitten der Nacht ist’s wie ein Erwachen,
Da sie nun kurz ihrer Frauen gedenken,
Die heimlich oft dachten in kindlicher Weise,
Der Mann hätte doch nur sich ihnen zu schenken.

Und wieder wie einst vor fünfundzwanzig Jahren,
Öffnet heut Anton die eiserne Tür.
Schwer ist’s, die Wahrheit der Frau zu erfahren,
Anders begreift sie, doch glaubet ihr!
Die Blüten der Augen, fast ohn‘ es zu wissen,
Wirft er zur Kohle, es ist wie ein Müssen,
Denn stets will der Mann seine Straße verlassen,
Die Welt in der Mitte zwischen seine weiten Augen fassen,
Und wie Sonne und Mond aus beiden Blicken
In ihre Tore Mai und Ernte schicken.

Und plötzlich fühlt der Heizer, ungeheuer
Sind fünfundzwanzig Jahr beim Kesselfeuer,
Da ihm ein Messer heiß die Augen schnitt!
Nun wusste er, dass er zum Tode schritt,
Und schrie unendlich über alle Nacht und alle Flur:

„Genossen, Leute ihr vom Werk,
Blind bin ich – seht mich nur!“

Liefen sie schnell herbei,
Bebten am ganzen Leib,
Zwischen zwei Nächten sie
Führten ihn heim zum Weib.
An der Schwel' der einen Nacht,
Fühlt er Himmel schimmern.

„Anton, Lieber,
Du warst mein ganzes Glück,
Ach, warum kehrst du mir
Also ins Haus zurück!
Ach, warum ließest du
Ein dich mit diesem Ding,
Weibsbild mit Stahlnatur,
Feuer und Ofenring!
Zwischen zwei Lieben hier
Muss der Mann wandern,
Tötet die eine und
Stirbt an der andern.“

Nichts hörte der Blinde – die Tiefe umfängt ihn schon,
Dunkel umarmt ihn, Dunkel umhängt ihn schon,
Und sein verletztes Herz steigt aus der Brust geschwind,
Dass es in weiter Welt andre Verbände find'.

Doch über der schwarzen Finsternis eine Lampe schimmert
ferne,
Das ist keine fröhliche Lampe – es sind Augensterne,
Es sind deine Augen, die der ganzen Welt sich gegeben,

Damit sie zu klarst alles sehen und nie aufhören zu leben,
Du bist es, Heizer, der hoch über gemarterte Leiber gestiegen,
Nun schaust du auf dich herab, magst du auch erblindet hier
liegen.

Der Arbeiter muss sterben,
Der Arbeit wachsen Schwingen,
Die Seel' aushaucht Anton,
Das Licht hört man singen:

Still, mein Weib – still, mein Weib,
Wein' nicht!

Das Meer

Übersetzt von Rudolf Fuchs (1890-1942)

An der Küste der Insel Cherso, entlang der steinigen Bucht,
Hab ich das Meer sechst traurige Tage gesucht
Und hab das Meer nicht gefunden – ich sah einen Vogel bloß,
Wie er gewellten Fittichs davonflog riesengroß,
Bis er den Mond erreicht und müd vom langen Flug
Herab zwischen Uferfelsen mit silbernem Singen schlug,
Mit Singen, das betörend mir in den Ohren lag,
Das Meer, das sei der Vogel, bei Nacht sowie bei Tag,
man müsse sich auf Erden wie auf der Au ergeh'n,
das Aug brauch' nur zu schwelgen, dann werde man auch
seh'n.

Bei Nacht sah ich im Strandhospiz die Fenster still aufgehen
Und hinter jedem blass ein Mädchen stehen
Und jedes Mädchen glaubt' ihr Meer sich zu erschließen,
Um sich mit krankem Blick darüber zu ergießen,
Mit Augen, die die Welt längst nicht als Brot mehr achten,
Nur als Arznei sie noch im Kugelglas betrachten.
Die Augen hab ich wohl, die Meere wohl erkannt
Und dennoch blieb ich blind, ein Fremder in dem Land.
Zu wenig gilt mir Schaum und Traum zu dieser Frist,
Ich wollt erkennen mehr, wollt kennen was, was ist,
Das Meer, das wirkliche, das mit mir und ohne mich wuchtet,
Dalmatiens Felswände schlägt und seine Flachküsten buchtet.

An der Küste der Insel Cherso, entlang der steinigen Bucht
Hab ich das Meer sechs traurige Tage gesucht
Und hab das Meer nicht gefunden, denn keusch flüchtet die

Welt,
Wenn mit verweichlichter Hand ihrem Leib jemand nachstellt,
In einen gemalten Sarg, leblosen Kulissentand,
Dieweil an geweihterem Ort sie sich froh zum Leben ermannt.

Erst am siebenten Tag, als die Glocke dröhnt‘ an mein Ohr,
Trat ich Trunkener taumelnd aus den eigenen Augen hervor,
Nicht mehr als Badegast – ein Arbeiter, welcher kam
Sonntags die Stadt sich beseh’n, heiter und mitteilksam.
Da ward mir auch abends im Wirtshaus nahe am Quai
Der Anblick des wirklichen Meeres zuteil aus der Näh,
Als über die Eichentische ich sah bei dem rötlichen Licht
Euch, Seeleute, Lotsen und Fischer, ins klare Gesicht,
Euch, mit der Knotenfaust, mit löchrigem Trikot,
Die ihr mit Stürmen haust und trägt die Erde froh,
Euch, ewige Arbeiter, vom Sonnenbrand geweiht,
Die ihr das Meer erschafft und aus ihm erschaffen seid.

Spiel auf, krächzendes Ariston, mich freut’s, deine Stimme zu
hören,
Denn aus fünf Kontinenten sind hier Tänzer von allen Meeren,
Am glücklichsten aber bin ich, der wohlgelitten den Herztakt
aller Tanzenden schlägt,
ich setze Schwielen an, wie ein Baum Früchte trägt,
Ich bin Matrose, Lotse und Fischer, ich lösche im Hafen das
Gut,
in tausend Booten befahr ich das Meer und noch immer winkt
mir die Flut,
Nicht mit zweien, mit tausend Händen hab ich das Meer
bestellt,

Nicht mit zweien, mit tausend Händen ergreif ich Besitz von
der Welt.

Leg los, krächzendes Ariston, geheiligter Vogel der Meere,
Die Welt sind nur die, die sie nähren, damit auch sie uns
ernähre,
das Meer, das sind wir, mit Muskeln wie Wellen, Arbeiter aus
allen Breiten,
Wir, einzige Wirklichkeit, wirklichste der Wirklichkeiten!

Weiterführende Informationen

Jiří Wolker (1900 - 1924), aufgewachsen als Sohn einer wohlhabenden Familie in Prostějov, beginnt bereits in früher Jugend zu musizieren und zu dichten. 1919 nimmt er sein Jura-Studium in Prag auf und veröffentlicht 1921 die erste Gedichtsammlung „Gast ins Haus“ („Host do domu“). Im selben Jahr tritt er aus der Kirche aus und wird Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei. 1922 tritt er dem Künstlerverband „Devětsil“ bei. Als der Verband sich einer eher unpolitischen Kunst zuwendet, verlässt Wolker diesen nach kurzer Zeit wieder. 1922 erscheint sein zweiter Gedichtband „Die schwere Stunde“ („Těžká hodina“), der 1924 auch in deutscher Sprache herausgegeben wird. Im Frühjahr 1923 erkrankt Wolker an Tuberkulose, der er am 3. Jänner 1924 in seinem Heimatort erliegen sollte.

Lizi Schük (1901 – 1941) geboren in Červené Janovice, beruflich als Lehrerin tätig. 1920 zieht sie nach Wien, wo sie für den Agis-Verlag „Die Schwere Stunde“ von Jiří Wolker übersetzt. 1933 wechselt Schük nach Prag, wo sie in linken und kommunistischen Zirkeln verkehrt. Nach dem deutschen Einmarsch in Prag wird sie verhaftet und in das Ghetto Łódź deportiert, wo sie im Alter von 40 Jahren stirbt.

Rudolf Fuchs (1890 - 1942), deutsch-tschechoslowakischer Dichter und Übersetzer. Geboren in Poděbrady, wächst Fuchs zweisprachig auf. Wie Jiří Wolker tritt auch Fuchs 1921 der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei bei. Er übersetzt bedeutende tschechische Werke unter anderem von

